

17. Gott verspricht Jemanden

„Alles ist mir von meinem Vater übergeben worden.“ (Mt 11,27)

„Alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein.“ (Joh 17,10)

Es ist diese Haltung Jesu, die der ältere Bruder im Gleichnis vom barmherzigen Vater im Lukasevangelium Kap. 15 immer hätte leben sollen: „Mein Kind, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist auch dein“ (Lk 15,31). Man besitzt mehr, wenn man alles vom Vater erhofft, wenn man seiner Liebe vertraut, als wenn man alles konsumiert: Besitz, Beziehungen, Freiheit. Der ältere Sohn war zur Jungfräulichkeit berufen, als er alles besaß, als er nichts in den Händen festhielt oder es zu seinem eigenen Vorteil und dem seiner Freunde aufbrauchte, sondern im Gegenteil das Bewusstsein pflegte, alles mit einem guten und großzügigen Vater gemeinsam zu haben.

Auch wir sind dazu berufen, alles in der Gemeinschaft mit Gott zu besitzen und nicht mit unserem Erbe im Geldbeutel wegzugehen. Der jüngere Sohn, der mit seinem ganzen Erbe in der Tasche abreist, hat seine Freiheit, seinen Besitz und die Liebesfähigkeit seines Herzens von der Gemeinschaft mit seinem Vater getrennt. Und das führt dazu, dass sich alles erschöpft, weil es nicht mehr von dem genährt wird, der uns das Leben schenkt, der der Ursprung unserer Freiheit, der Dinge, die wir brauchen und unseres Gefühlslebens ist. Es ist wie bei jemandem, der sich auf den Weg macht und einen großen Vorrat an Wasser mit sich führt, sich aber von der Quelle entfernt; früher oder später ist der Vorrat erschöpft, und weit weg von der Quelle kann er nicht mehr aufgefüllt werden.

Der älteste Sohn ist bei seinem Vater geblieben, aber er hatte den Eindruck, dass der Vater jemand sei, der alles für sich behält, ohne etwas seinen Kindern weiterzugeben. Er hat nie begriffen, dass die Gemeinschaft mit dem Vater für ihn wie eine Verbindung mit der Quelle ist, denn alles, was der Vater besaß, wurde ihm ständig gegeben. Je mehr er die Verwaltung seines Besitzes dem Vater überließ, desto mehr gehörte er ihm, desto mehr konnte er ihn genießen.

Die Gelübde erziehen uns dazu, diesen besonderen Besitz unserer Freiheit, unserer Gefühlsregungen und der uns gegebenen Güter zu trainieren. Es ist ein Besitzen ohne zu besitzen. Aber nur, wenn wir in der Hoffnung leben, die immer alles von unserem Vater im Himmel erwartet, können wir die Gelübde mit diesem Bewusstsein und dieser Erfahrung leben. Und nur so wird das Leben der Gelübde, das Leben der Jungfräulichkeit, des Gehorsams und der Armut zu einem Zeugnis für alle, nur so kann es ein neues Besitzen der Freiheit, der Güter und der Emotionalität empfehlen, das für alle möglich ist. Es ist nicht bloß ein Zeugnis für eine bestimmte Lebensweise, sondern für das Leben Christi, das der Geist allen schenken will.

Der Raum für die Hoffnung, der die Voraussetzung für unsere Gelübde ist, beruht auf der Gewissheit, dass Gott uns nicht etwas verspricht, sondern Jemanden. Denn wer wirklich hofft, wie es zum Beispiel der Psalmist in Psalm 19 ausdrückt, der hofft nicht auf Wagen und Pferde, sondern auf Gott: „Der HERR schafft Rettung seinem Gesalbten. Er antwortet ihm von seinem heiligen Himmel her mit der rettenden

Kraft seiner Rechten. Diese setzen auf Wagen, jene auf Rosse, wir aber bekennen den Namen des HERRN, unseres Gottes.“ (Ps 19,7-8)

Auch im Gleichnis vom verlorenen Sohn erinnert der Vater den älteren Bruder, bevor er ihm die Gemeinschaft der Güter zusichert, daran, dass es vor allem seine väterliche Gegenwart ist, die ihm seit jeher und für immer geschenkt ist: „Mein Kind, du bist immer bei mir“ (Lk 15,31).

Als Jesus seine Jünger verließ, um in den Himmel aufzufahren, versprach er ebenfalls nicht etwas, sondern Jemanden. Er versprach den Heiligen Geist, „einen anderen Beistand“ (vgl. Joh 14,16-17); aber er versprach auch eine noch außergewöhnlichere und fortwährende Gegenwart seiner selbst: „Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,20).

Christus verspricht im Grunde nichts anderes als die Erfüllung seines Geheimnisses, das von den Propheten vorausgesagt und Maria und Josef angekündigt war: der „Gott mit uns“, der Emmanuel. „Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Siehe: Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott mit uns.“ (Mt 1,22-23)

Alle Jünger Jesu sind also aufgerufen, auf eine Gegenwart zu hoffen, die bereits geschenkt ist. Das heißt, sie sind aufgerufen, diese Gegenwart anzuerkennen und zu bezeugen. Christus ist der, auf den wir hoffen. Die Hoffnung lebt in der Kirche, die ihm vertraut, die in der Hoffnung auf sein Heil lebt. Im *Salve Regina* grüßen wir die Mutter Gottes mit den Titeln *vita, dulcedo et spes nostra* – unser Leben, unsere Wonne und unsere Hoffnung. Maria ist nicht so sehr das Objekt unserer Hoffnung als vielmehr unsere in Vollkommenheit gelebte Hoffnung. Maria verkörpert die sichere und vollkommene Hoffnung der Kirche. In keinem anderen menschlichen Geschöpf lebt die Hoffnung mit solcher Reinheit und Intensität. Wir können sagen, dass Maria am Karsamstag nur Hoffnung war, nur Erwartung dessen, was ihr Glaube glaubte, nur Hoffnung auf die Auferstehung, auf das Leben ihres Sohnes. Maria lebte für uns alle die Hoffnung auf die Auferstehung.

Maria ist das Bild und die Vorwegnahme der Kirche. Die christliche Hoffnung ist eine kirchliche Hoffnung, wie der Glaube. Sie ist das, was die Kirche hofft, worauf die Kirche wartet auf dem Fundament des Glaubens an Christus, der gestorben und auferstanden ist, um die Welt zu retten.

Deshalb ist es wichtig, ständig und vertieft darüber nachzudenken, wie unsere Gemeinschaften aufgefordert sind, diese Hoffnung zu pflegen und zu leben; wie das Leben in der christlichen Gemeinschaft die Hoffnung verkörpern und zum Ausdruck bringen soll, wie wir in dieser Hoffnung vorwärtskommen können.